



Essays

Nonfiction

1920-08-28

Der Stammgast.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19200828&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Der Stammgast." (1920). *Essays*. 266.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/266

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Der Stammgast.

So lange er lebte, habe ich, im Grunde genommen, wenig Sympathie für ihn gehabt. Er erschien mir bei aller Liebenswürdigkeit der Gebärde anmaßend und anspruchsvoll. Auch war mir seine aufdringliche Neugier lästig, jene Neugierde der Unbeschäftigten, außerhalb des Lebens Stehenden, die da meinen, mit den Schicksalen und Erlebnissen ihrer Mitmenschen die Leere ihrer eigenen Tage ausfüllen zu dürfen. Bei ihm hatte der Hang, mit dem Ausspüren des Tuns und Lassens der andern und ihrer Freuden und Kümernisse einige Abwechslung in die Eintönigkeit des eigenen Daseins zu bringen, geradezu einen Zug ins Gewalttätige Rücksichtslose angenommen. Außerdem war er nicht wenig eitel. Man muß nämlich wissen, daß er, wie man zu sagen pflegt, ein schöner Kopf war. Silberweißes Haar, nicht eigentlich gewellt, aber in weichem Schwung über der hohen, schön gemeißelten Stirn zum vollen Scheitel strebend, wohlgepflegter, schlohweißer Bart, dazu eine energisch geschwungene Nase im sonnegebräunten Gesicht. Auch die Hände waren von guter Form und nicht ohne Ausdruck in der Bewegung.

Der große, kräftig und ebenmäßig gebaute Mann bediente sich überdies zweier Krücken. Wie er es tat, darin lag aber auch schon wieder etwas wie Eitelkeit, etwas Absichtliches, als wäre es ihm nur ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Man konnte den Eindruck gewinnen, er fasse sein Leiden und seine Gebrechlichkeit als etwas auf, das ihn auszeichne, über die anderen hinaushebe, ihm über die andern hinaus Bedeutung und Würde gebe. Es fiel einem wirklich schwer, dem hochgewachsenen und zumeist recht vergnügten Manne seine Hinfälligkeit zu glauben. Ich weiß heute selbst nicht warum, aber man nahm sein Leiden, und zwar sicher zu Unrecht, nie so ganz ernst, vermutete dahinter nur einen Vorwand, noch mehr Rücksicht beanspruchen zu dürfen, als das ganze Haus ohnedies schon für ihn übrig hatte. Jedenfalls verstand er es ausgerechnet, sich für die großen Nachteile, die ihm sein Zustand brachte, doch immer irgendwie im kleinen schadlos zu halten. Er beeilte sich überdies jederzeit, Uneingeweihten die Geschichte seines Leidens zu erzählen. Ein Jagdunfall in späten Jahren, ein verhängnisvoller Sturz im Gebirge und die ungeschickte Behandlung durch einen Landbader hatten es verschuldet, hatten ihm den natürlichen Gebrauch der Füße unmöglich gemacht. Aber auch in der Art, wie er seine kleine Geschichte jedesmal vortrug, schwang noch etwas von Absichtlichkeit und Selbstgefälligkeit mit, als wäre es eben doch viel vor[nehm]er, auf der Jagd um seine geraden Glieder zu kommen, als etwa einfach auf der Landstraße von einem Heuwagen überfahren zu werden. Sein ganzes Gehaben machte ihn für den zufälligen Beobachter wirklich zu einer nicht erfreulichen Erscheinung. Im innersten mag er ein harmloser Bruder gewesen zu sein, wie sie einem das Leben dutzendweise in den führt, einer jener Vorübergehenden, die man heute antrifft und morgen schon wieder vergißt. Seine Bedeutung schien ihm in der Tat nur von seinen Krücken zu kommen, und merkwürdig an ihm war nur die eigentümliche Art, wie er es verstand, sich Beachtung zu erzwingen. Ja vielleicht liefert er für diese seine besondere Kunst noch einen letzten Beweis, in dem er mich dazu bewegt, mich mit seinem Schatten noch einmal hier zu befassen.

Sicher ist, daß er in unserem Gasthofe eine gewisse, nicht einmal stille Despotie ausübte. Alles mußte bei ihm am Schnürchen gehen, der Wein im Krüge hatte scharfer Prüfung standzuhalten und der Kellnerjunge wahrlich nichts zu lachen bei dem alten Herrn. Die Zeitung schien einzig für ihn vorhanden zu sein, auch war es ganz selbstverständlich, daß man im Hause just dasjenige Blatt hielt, das ihm genehm und erwünscht war. Aber genau genommen, wußte eigentlich niemand zu sagen, worin die Zaubermacht und Allgewalt des alten Sonderlings zuletzt begründet war.

Von bescheidener Rente und Pension zehrend, mußte er haushalten und verstand sich darauf meisterlich. Allerdings legte er auch darin eine dreiste Unbefangenheit an den Tag, über die nicht jedermann verfügt. In einer Zeit wo es uns allen miteinander noch gut ging und man sich noch verpflichtet fühlte, im Gasthause nicht nur sich selber sondern auch dem Wirt zuliebe etwas aufgehen zu lassen, bestellte er sich ganz unbekümmert des Abends etwa nichts als Kartoffeln in der Schale mit frischer Butter und erklärte, das sei ihm eben der höchste der Genüsse. Gut; warum auch nicht? Aber wer hätte außer ihm den Mut gehabt, in der Gaststube, wo im Spätherbst seiner ausgedehnten Lektüre zuliebe oft an einem Abend mehr für Licht verbraucht wurde, als er in einer ganzen Woche dem Wirt zu verdienen gab, ein derartig anspruchsloses Mahl zu bestellen und dann bei einem Achtel Wein im Glase bis elf Uhr nachts als einziger Gast sitzen zu bleiben? Ein merkwürdiger Kauz das!

Seine Trompetenstimme konnte einem mehr als einmal lästig werden. Trug es sich zu, daß der fürs Wohl der Gäste sorgende Sohn des Hauses an einem der Nachbartische in längerem Gespräch verweilte, so konnte man sicher sein, daß in Bälde der Krückenmann sein gebieterisches: „Herr Rrraimund!“ durch den gewölbten Saal schnarren werde. Man konnte dann tatsächlich drei R in dem schönen Namen hören, und wenn der Rufer schon ungeduldig war, wurden es sogar deren vier. Der Gerufene aber eilte jedesmal in nimmermüder Geduld sofort und blitzschnell zu dem alten Hausgast. Und was war dann dessen Begehrt? Oft nichts als – ein Zahnstocher; oder ein Zündhölzchen; oder zum so und so vielen Male die Zeitung. Im Grunde schien es ihm nur darum zu tun, seine Herrscherlaune zu befriedigen. Vielleicht auch stachelte ihn seine Neugierde. Hatte sich da nicht vorhin eine hübsche junge Frau in der Fensternische niedergelassen und dort in der Ecke gar ein junges Paar, das mit keckem Wagemut in die Welt hineinlief? Und ihm sollte vorenthalten bleiben, wer die Leutchen sind? Daran war nicht zu denken: „Herr Rrraimund!“

Der Stammtisch des Hauses war vorwiegend mit Künstlern besetzt, und unter ihnen war der alte Herr trotz allem wohl gelitten, das war deutlich zu sehen. Ich selbst hatte damals noch keinen Anspruch auf jene Tafelrunde, trug auch ihres abschreckenden Oberhauptes wegen wenig Verlangen danach. Beobachtung aus der Ferne war mir bedeutend lieber. Eines war da sofort und unschwer zu erkennen: der Krückenmann, der in dieser Künstlerecke sein warmes Plätzchen sich zu sichern gewußt, war selber ein Künstler, nämlich ein Lebenskünstler. Seinen Aufenthalt beim „Richard Löwenherz“, dem vielgerühmten Gasthof, wußte er mit der Zeit immer länger und länger auszudehnen. Zuerst waren es bloß ein paar Sommerwochen, für die er aus dem nahen Städtchen Stein herüberzog, dann kam dazu ein Besuch im Frühling, etwa zu Ostern, im nächsten Jahre eine Woche zur Weinlesezeit, zuletzt blieb er im Hause von der ersten Blüte an bis zu den Tagen, wo der letzte Apfel vom Baume geholt wurde und der neue Wein in den Kellern rumorte.

Als alter Jäger liebte er es mitunter, seinen Tischgenossen oft bewährte Jagdgeschichten vorzusetzen, ab und zu aber auch einen Wildbraten aus seiner Heimat. Die ersten Rebhühner im Jahr, der erste Hase wanderten regelmäßig auf den Stammtisch. An solchen Abenden mag er sich dann unter der jungen Künstlerschar, in deren Kreis zu weilen er offensichtlich als Auszeichnung empfand, ein ganz klein wenig in dem Gefühl eines Mäcens gesonnt haben. Ein gewisser jugendlicher Schwung, eine einnehmende Begeisterungsfähigkeit, die ihn in angeregter Stunde wie im Stiche ließ, waren denn auch seine liebenswürdigsten Eigenschaften. Nur selbstverständlich, daß bei ihm das Gefallen an der Damenwelt trotz seiner Jahre noch recht lebendig war. Jede schöne Frau, die im Laufe der Jahre beim „Richard Löwenherz“ mochte Einkehr halten, mußte sich wohl oder übel gefallen lassen, von ihm recht ungescheut, gewissermaßen mit Kennerblicken gemustert zu werden. Auch in solcher Beobachtung und

stummer Bewunderung bekundete er eben seine ganze rücksichtslose Unbekümmertheit, auch darin aus seinen Krücken Nutzen ziehend, die ja für ihn um jegliche Nachsicht baten: Mein Gott, dem siechen Manne wird man doch noch das bißchen Freude gönnen, sich am Anblick der Jugend und Schönheit zu erlaben.

Um all seiner kleinen Unverschämtheiten willen bin ich ihm jahrelang aus dem Wege gegangen und hatte eine gegenseitige Vorstellung, die bei so häufigem Begegnen unter einem Dache längst eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, immer wieder zu vermeiden gewußt. Dann aber kam ich einmal noch im Spätherbst in meine kleine Stadt. Ich wußte unseren Gasthof vom Freundeskreis längst verlassen und meine größte Überraschung war es, bei meiner Ankunft den alten Herrn, den ich gleichfalls abgezogen wähnte, noch vorzufinden. Da gab es kein Ausweichen mehr: als einsamer Spatz mußte ich an der Stammtisch rücken, den er als einziger hütete und zu dem er mich durch unseren Wirt höflich einladen ließ. Gerade, daß ich mir noch für den Mittag meine schöne Einsamkeit und Ungestörtheit wahren konnte; die Abende saßen wir denn doch beisammen, ich und der Krückenmann.

Schon war ich auf dem besten Wege, mich mit ihm wie mit einem unvermeidlichen Übel abzufinden, da geschah das Unerwartete: eines Morgens fanden unsere Wirtsleute ihren alten Hausgast tot in seinem Bette. Ich war zur Zeit des traurigen Ereignisses gerade für zwei Tage in die Stadt gefahren und man benachrichtigte mich sofort von dem Vorfall, weil man mir solcherweise das Peinliche ersparen wollte, ahnungslos in ein Trauerhaus zurückzukehren und da mit einem Toten unter einem Dache wohnen zu müssen.

Ich gestehe, daß mich die Nachricht, die mich buchstäblich zwischen Tür und Angel erreichte, vollkommen kalt ließ. In rasche Überlegung sagte ich mir, mit meiner Reisetasche schon auf der Treppe stehend, daß der Mann mir nie angenehm gewesen, daß sein Fortgang mir keinerlei Lücke bedeute; ja, ich empfand es eher als eine Art Befreiung, daß derjenige, der mir durch seine mancherlei unangenehmen Eigenheiten oft lästig geworden war, mich an lieb gewordener Stätte nun nicht mehr werde stören können. Das alles ging mir nur so blitzartig durch den Kopf. Auch hätte mir ein Aufgeben meiner Reise eine sehr unliebsame Unterbrechung vorgefaßter Arbeiten und Pläne bedeutet. Was aber vielleicht die Hauptsache: ich war schon unterwegs und Umkehren war nie meine Sache. Darum ließ ich mich von den Bedenken, die sich dennoch leise regen wollten, nicht abhalten und fuhr hinaus.

Der Tod war mir vorher im Leben nie nahe gekommen und seine in die Knie zwingende Majestät bis dahin keinerlei Unbehagen bei dem Gedanken, eine Nacht im selben Hause mit einem Leichnam zuzubringen, sozusagen Tür an Tür mir Freund Hein. Nur dem Begräbnis wollte ich ausweichen. Schon deshalb, wie es mir gegen alles ehrliche Empfinden ging, mit Leidtragenden an ein Grab zu treten, wo sich keinerlei Gefühl bei mir regen wollte. Es war auch niemand da, dem zuliebe ich den Gang auf den Friedhof hätte auf mich nehmen sollen. Zwei jüngere Brüder waren die einzigen, die um den Heimgegangenen als Verwandte trauerten und zum Begräbnis gekommen waren. Ich kannte sie nicht, fühlte nur, daß ich in meiner Ungerührtheit gerade von ihnen mich fernzuhalten hätte, daß ich das ihrer Trauer schuldig wäre. Ich machte mich also am Tage des Begräbnisses frühmorgens möglichst unbemerkt aus dem Hause und wanderte für den Tag stromaufwärts zu alten Freunden. Einzig damit, so meinte ich, könnte ich mich von allem Peinlichen des Ereignisses frei machen; damit, dachte ich, wäre alles abgetan und abgeschüttelt.

Da mußte ich nun aber eine merkwürdige Erfahrung machen: daß man den Gedanken an einen Toten am schwersten erträgt, wenn man seiner nicht mit Empfindung und Milde zu gedenken vermag.

Das Hinscheiden dieses Mannes, das mich zuerst so gleichgültig gelassen, wurde mir auf geheimnisvolle Art mit einem Male etwas Grausiges. Es war, als wollte der Tod selber für meine Fühllosigkeit Rache nehmen und mich für die Vermessenheit strafen, daß ich mich durch ihn nicht hatte stören lassen wollen, als wäre das Sterben nur eine zufällige Geringfügigkeit. Ich fing an, unsäglich unter dem Bewußtsein zu leiden, daß ich bei dem Ende eines Menschen, so teilnahmslos und kalt bleiben konnte, den kleinen Schwächen gegenüber, die er im Leben gehabt, mich so unversöhnlich fühlte. Eine innere Unruhe bemächtigte sich meiner, so daß es mich in dem Hause, in dem er verschieden, nicht länger litt, ja, kau in den Gassen, die mir alle sein Andenken immer wieder zuzurufen schienen. Und so fühlte ich mich zuletzt verdrängt aus einer Umgebung, die mir lieb geworden war, wo ich mich immer besonders wohl gefühlt hatte. Solches Empfinden erhöhte aber wiederum bloß meinen Groll gegen den Toten, den ich in törichter Weise verantwortlich machte für Stimmungen, die einzig in mir und in der Unzufriedenheit mit mir selber ihre Ursache hatten; und so kam mir der, den ich zu seinen Lebzeiten so oft störend empfunden, nun im Tode erst recht, nur auf eine besondere Art, wie ein Störenfried und Despot vor, dessen ich nur in Groll zu gedenken vermochte. Warum hatte er auch gerade in Dürnstein sterben müssen und mir dadurch einen Schatten über das ganze liebe Nest breiten müssen!

Auch nachträglich vermochte ich mich keineswegs zu entschließen, sein Grab zu besuchen, ja, ich trug geradezu Scheu davor. Ging ich am Kirchhof vorbei, der mir vordem in seiner hellbesonnenen Friedlichkeit allezeit ein durchaus heimeliger Ort gewesen, wo sich gut träumen und alten Geschichten nachhängen ließ, so überkam mich jetzt jedesmal ein unbehagliches Gefühl, fast ein Gefühl der Schuld. Dies nur, weil ich nicht trauern konnte, weil der Tod den Heimgegangenen mir nicht hatte verklären können. Trotzig und eigensinnig glaubte ich, auch über das Grab hinaus meine Ansichten über ihn festhalten zu müssen, glaubte, mich der Majestät des Todes nicht beugen zu dürfen. Sie zwang mich aber zuletzt doch nieder. Ich fühlte mich von ihr fortgetrieben und verließ Dürnstein.

Erst nach drei, vier Jahren kam ich wieder ins Land und alte Wanderlust führte mich auch wieder in mein geliebtes Städtchen. Es war blühender Frühling und ich fand an vertrauter Stätte alte und neue Freunde. Man war fröhlich und guter Dinge. Die schaurigen Empfindungen jener Spätherbsttage waren längst vergessen, auch das Bild desjenigen, der sie so unfreiwillig mit seinem Hinscheiden hervorgerufen, in der Erinnerung verblaßt. Ab und zu erwähnte man seiner am Stammtisch in aller Heiterkeit, das war alles.

Einmal in jenen schönen Frühlingstagen fand ich zufällig das Tor des Friedhofes, der sich, nach außen hin von der zinnenbewehrten Stadtmauer umfriedet, so traulich an den Torturm schmiegt, weit offen stehen. Ohne mir viel zu denken, steige ich die Stufen empor und trete ein. Immergrün und Vergißmeinnicht, Maßliebchen und Goldlack blühen auf den Gräbern, die Vögel singen darüber hin, daß es eine Lust ist, ein blauer Himmel spannt sich lächelnd über alles. Da stehe ich plötzlich und ganz unvermutet vor dem Grab des alten Krückenmannes und sehe seinen Namen in der Sonne glänzen. Die blanke Steinplatte ist ganz umwuchert von Wermut. Ein guter, lieber Freund steht daran, ordnet das Gezweig des Efeus, das den Denkstein umrahmt, und gebietet dem wild wuchernden Wermut, ihn mit den Händen ausraufend, Einhalt. Wir grüßen uns und ganz erstaunt frag' ich nach seinem Tun. „Ich nehme meinem alten Freund das Bittere vom Grab“, ist die mit Symbolen spielende Antwort. Da fiel es wie eine Kruste mir vom Herzen ab. Ein Freund, der voll Empfindung sich um das Grab des Freundes müht, wie hätte dies Bild mir nicht künden sollen: Wer so in Treuen betrauert wird, der muß doch irgendwie seinen Wert gehabt haben. Daß ich es zu seinen Lebzeiten nicht erkannt habe, war es nicht vielmehr meine Schuld als die seine?

Unwillkürlich begann ich von nun an in Gedanken mich mit dem längst zu Staub Gewordenen zu befassen und immer mehr erhellte sich mir sein Bild. Jedenfalls wurde mir eines jetzt erst klar: daß der Mann, solange er lebte und am Stammtisch seinen Sitz eingenommen, ein Amt, eine Sendung hatte. Immer Sitz eingenommen, ein Amt, eine Sendung hatte. Immer mehr lernte ich einsehen, daß er der eigentliche Hüter des Stammtisches gewesen war und dieser mit seinem Heimgang in gewissem Sinne verwaist und preisgegeben blieb. Durch sein Gebrechen fast für den ganzen Tag ans Haus gefesselt, war er immer der erste an seinem Platze gewesen. Und wehe dann, wenn da etwa ein Unbefugter sich hätte breit machen wollen. Einfach unmöglich! Der alte Kauz wußte ihm sicherlich irgendwie heimzuleuchten. So war er allmählich nicht nur zum Hüter, sondern nachgerade zum Oberhaupt des Stammtisches geworden. Und heute noch, wenn an diesem Tische irgendetwas nicht klappen will, kann man die Klage hören: Unter „Ihm“ wäre das nicht geschehen. Nicht, daß ihm seine Würde um höherer, die andern überragender Eigenschaften willen zugefallen wäre, nein, einfach, weil er da war, immer da war, alle Tage, jeden Abend, und zwar pünktlichst. Die andern mochten säumen, bei der Arbeit oder bei naturfroher Wanderung, er war da und wachte streng über die geheiligten Rechte und Vorrechte des Tisches, über dem allezeit das mit roten Bändern geschmückte Weinlaubgewinde des zu jeder Lesezeit erneuten Festkranzes wie eine Gloriole schwebte. Hier hat sein Heimgang eine Lücke gelassen und diese Erkenntnis lehrte mich erst, neben den mancherlei Schwächen auch die Vorzüge des längst Dahingegangenen sehen....

Als besonderes Wahrzeichen dieses weit in die Lande hinein bekannten Stammtisches prangt überdies seit vielen Jahren in seiner Mitte eine echte, rechte Palette, die ihn schon äußerlich zum Künstlertisch stempelt. Ein Dichter, der mit zu seinen Ehrengästen zählt, hat sie mit einem liebenswürdigen Motto geschmückt, das hieher zu setzen ich mir nicht versagen kann:

Seid mir begrüßt, ihr durstigen Gesellen,
Willkommen ist ein jeder an dem Tisch,
Der trinken kann und dem die Lieder quellen
Aus deutschem Herzen, lebensfroh und frisch

Das Trinken ist, man muß mich recht verstehen,
Auch eine Kunst, die recht geübt muß sein:
Noch aufrecht wird vom Tisch der Meister gehen,
Der Stümper, der fällt übers eigne Bein.

Nun an Meistern hat es hierorts in guten und bösen Tagen nie gefehlt und wahrlich nicht nur an Meistern der höheren Trink- und Eßkunst. Unter den Malern Wiens dürften nur wenige sein, die nicht wenigstens einmal ihre Füße unter ihren Dürnsteiner Stammtisch gestreckt hätten. Drum ist die heimelige Ecke auch mit Erinnerungszeichen unserer Besten stolz geschmückt. Und sie ist ihres Schmuckes wert und würdig. Manch frohes Wort ist hier in guten Tagen laut geworden, manch ernstes in der Not der Zeit. Wie oft auch war sie völlig beherrscht und wohligh überschattet von erholsamer Schweigsamkeit und Feierabendstimmung, und dann waren es erst recht nicht arme, leere und verlorene Stunden. Ihr getreuester Gast, des Schweigens und der Farbe Meister, trug dann wohl von des Tages Müh' und Freude ein sanftes Nachklingen still in der Brust. Die andern wußten es dann allemal zu ehren, bis dann ein treffend Wort oder der Wein im Glase allen die Zunge löste.

Diese goldene Freiheit der Rede und des Schweigens, wie sie nur unter gleichgestimmten Geistern möglich, dieses zwanglose Sich-gehen-lassen ohne Behelligung seines Nächsten, wie es der

richtige Stammtisch bieten soll, Ausruhen und Anregung in einem schenkend, war aber allen dieser Runde nur dadurch gesichert, weil sie in der Person des wunderlichen Krückenmannes einen getreuen Hüter und Wächter hatten, einen, der selber zu reden und – zu schweigen verstand. Er war es, der ihr Heiligtum vor Eindringlingen wahrte und bewußt und unbewußt für die Erfüllung ungeschriebener Gesetze sorgte. Welch hohe Wogen seine Fröhlichkeit im herz- und sinnverwandten Zecherkreise dann schlagen konnte, davon legen Tafel und Bild an der Stätte seiner Wirksamkeit heiteres Zeugnis ab. Im Ernst und Scherz der Künstler teilnehmender Genosse, vermochte er, wenn schon nicht zum Mittelpunkt, so doch zum festen Kitt ihrer Tischgemeinschaft zu werden. Und mir will heute fast bedünken, daß der Mann, der selber aller Kunst zwar ferne stand, um sie doch seine gar nicht zu mißachtenden Verdienste hat; einzig, weil er den Künstlern durch seine treue Wachsamkeit bei Wahl und Becherklang erholsame, ungestörte Feierstunden sicherte. Das war es denn wohl, was sie bewußt und unbewußt ihm dankten und was zuletzt auch diesem Namenlosen eine Art Unsterblichkeit verleiht.

Hermine Cloeter.

Fenilton.

Der Stammgast.

So lange er lebte, habe ich, im Grunde genommen, wenig Sympathie für ihn gehabt. Er erschien mir bei aller Liebenswürdigkeit der Gebärde anmaßend und anspruchsvoll. Auch war mir seine aufdringliche Neugier lästig, jene Neugierde der Unbeschäftigten, außerhalb des Lebens Stehenden, die da meinen, mit den Schicksalen und Erlebnissen ihrer Mitmenschen die Leere ihrer eigenen Tage ausfüllen zu dürfen. Bei ihm hatte der Hang, mit dem Ausspüren des Tuns und Lassens der andern und ihrer Freuden und Kummernisse einige Abwechslung in die Eintönigkeit des eigenen Daseins zu bringen, geradezu einen Zug ins Gewalttätige, Rücksichtslose angenommen. Außerdem war er nicht wenig eitel. Man muß nämlich wissen, daß er, wie man zu sagen pflegt, ein schöner Kopf war. Silberweißes Haar, nicht eigentlich gewellt, aber in weichem Schwung über der hohen, schön gemeißelten Stirn zum vollen Scheitel strebend, wohlgepflegter, schlohweißer Bart, dazu eine energisch geschwungene Nase im sonngebräunten Gesicht. Auch die Hände waren von guter Form und nicht ohne Ausdruck in der Bewegung.

Der große, kräftig und ebenmäßig gebaute Mann bediente sich überdies zweier Krücken. Wie er es tat, darin lag aber auch schon wieder etwas wie Eitelkeit, etwas Absichtliches, als wäre es ihm nur ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Man konnte den Eindruck gewinnen, er fasse sein Leiden und seine Gebrechlichkeit als etwas auf, das ihn auszeichne, über die anderen hinaushebe, ihm über die andern hinaus Bedeutung und Würde gebe. Es fiel einem wirklich schwer, dem hochgewachsenen und zum meist recht vergnügten Manne seine Hinfälligkeit zu glauben. Ich weiß heute selbst nicht warum, aber man nahm

sein Leiden, und zwar sicher zu Unrecht, nie so ganz ernst, vermutete dahinter nur einen Vorwand, noch mehr Rücksicht beanspruchen zu dürfen, als das ganze Haus ohnedies schon für ihn übrig hatte. Jedensfalls verstand er es ausgezeichnet, sich für die großen Nachteile, die ihm sein Zustand brachte, doch immer irgendwie im kleinen schadlos zu halten. Er beeilte sich überdies jederzeit, Uncingeweichten die Geschichte seines Leidens zu erzählen. Ein Jagdunfall in spätem Jahren, ein verhängnisvoller Sturz im Gebirge und die ungeschickte Behandlung durch einen Landbader hatten es verschuldet, hatten ihm den natürlichen Gebrauch der Füße unmöglich gemacht. Aber auch in der Art, wie er seine kleine Geschichte jedesmal vortrug, schwang noch etwas von Absichtlichkeit und Selbstgefälligkeit mit, als wäre es eben doch viel werthvoller, auf der Jagd um seine geraden Glieder zu kommen, als etwa einfach auf der Landstraße von einem Heuwagen überfahren zu werden. Sein ganzes Gehaben machte ihn für den zufälligen Beobachter wirklich zu einer nicht erfreulichen Erscheinung. Im Innersten mag er ein harmloser Bruder gewesen zu sein, wie sie einem das Leben duzendweise in den Weg führt, einer jener Vorübergehenden, die man heute antrifft und morgen schon wieder vergißt. Seine Bedeutung schien ihm in der That nur von seinen Krücken zu kommen, und merkwürdig an ihm war nur die eigentümliche Art, wie er es verstand, sich Beachtung zu erzwingen. Ja, vielleicht liefert er für diese seine besondere Kunst noch einen letzten Beweis, in dem er mich dazu bewegt, mich mit seinem Schatten noch einmal hier zu befassen.

Sicher ist, daß er in unserem Gasthose eine gewisse, nicht einmal stille Despotie ausübte. Alles mußte bei ihm am Schnürchen gehen, der Wein im Krüge hatte scharfer Prüfung standzuhalten und der Kellnerjunge wahrlich nichts zu lachen bei dem alten Herrn. Die Zeitung schien einzig für ihn vorhanden zu sein, auch war es ganz selbstverständlich, daß man im Hause iust dasjenige Blatt hielt, das ihm

genehm und gewünscht war. Aber genau genommen, wußte eigentlich niemand zu sagen, worin die Zaubermacht und Allgewalt des alten Sonderlings zuletzt begründet war.

Von bescheidener Rente und Pension zehrend, mußte er haushalten und verstand sich darauf meisterlich. Allerdings legte er auch darin eine dreiste Unbefangenheit an den Tag, über die nicht jedermann verfügt. In einer Zeit, wo es uns allen miteinander noch gut ging und man sich noch verpflichtet fühlte, im Gasthause nicht nur sich selber, sondern auch dem Wirt zuliebe etwas aufgehen zu lassen, bestellte er sich ganz unbekümmert des Abends etwa nichts als Kartoffeln in der Schale mit frischer Butter und erklärte, das sei ihm eben der höchste der Genüsse. Gut; warum auch nicht? Aber wer hätte außer ihm den Mut gehabt, in der Gaststube, wo im Spätherbst seiner ausgedehnten Lektüre zuliebe oft an einem Abend mehr für Licht verbraucht wurde, als er in einer ganzen Woche dem Wirt zu verdienen gab, ein derartig anspruchloses Mahl zu bestellen und dann bei einem Achtel Wein im Glase bis elf Uhr nachts als einziger Gast sitzen zu bleiben? Ein merkwürdiger Ranz das!

Seine Trompetenstimme konnte einem mehr als einmal lästig werden. Trug es sich zu, daß der fürs Wohl der Gäste sorgende Sohn des Hauses an einem der Nachbartische in längerem Gespräch verweilte, so konnte man sicher sein, daß in Kürze der Krückenmann sein gebieterisches: „Herr Arraimund!“ durch den gewölbten Saal schmarren werde. Man konnte dann tatsächlich drei R in dem schönen Namen hören, und wenn der Rufer schon sehr ungeduldig war, wurden es sogar deren vier. Der Gerufene aber eilte jedesmal in nimmermüder Geduld sofort und blitzschnell zu dem alten Hausgast. Und was war dann dessen Begehrt? Oft nichts als — ein Zahnstocher; oder ein Ründhölzchen; oder zum so und so vielen Male die Zeitung. Im Grunde schien es ihm nur darum zu tun, seine Herrscherlaune zu befriedigen. Vielleicht auch stachelte ihn seine Neugierde. Hatte sich da nicht vorhin eine hübsche junge Frau in der Fensternische niedergelassen und dort in der Ecke gar ein junges Paar, das mit heftigem Wagemut in die Welt hineinlief? Und ihm

sollte vorenthalten bleiben, wer die Deutschen sind? Daran war nicht zu denken: „Herr Arrrainund!“

Der Stammtisch des Hauses war vorwiegend mit Künstlern besetzt, und unter ihnen war der alte Herr trotz allem wohl gelitten, das war deutlich zu sehen. Ich selbst hatte damals noch keinen Anspruch auf jene Tafelrunde, trug auch ihres abschreckenden Oberhauptes wegen wenig Verlangen danach. Beobachtung aus der Ferne war mir bedeutend lieber. Eines war da sofort und unschwer zu erkennen: der Krückenmann, der in dieser Künstlerecke sein warmes Plätzchen sich zu sichern gewußt, war selber ein Künstler, nämlich ein Lebenskünstler. Seinen Aufenthalt beim „Richard Löwenherz“, dem vielgerühmten Gasthof, wußte er mit der Zeit immer länger und länger auszudehnen. Zuerst waren es bloß ein paar Sommerwochen, für die er aus dem nahen Städtchen Stein herüberzog, dann kam dazu ein Besuch im Frühling, etwa zu Ostern, im nächsten Jahre eine Woche zur Weinlesezeit, zuletzt blieb er im Hause von der ersten Blüte an bis zu den Tagen, wo der letzte Apfel vom Baume geholt wurde und der neue Wein in den Kellern tumorte.

Als alter Jäger liebte er es mitunter, seinen Tischgenossen oft bewährte Jagdgeschichten vorzusetzen, ab und zu aber auch einen Wildbraten aus seiner Heimat. Die ersten Rebhühner im Jahr, der erste Hase wanderten regelmäßig auf den Stammtisch. An solchen Abenden mag er sich dann unter der jungen Künstlerschar, in deren Kreis zu weilen er offensichtlich als Auszeichnung empfand, ein ganz klein wenig in dem Gefühl eines Mäcens gesonnt haben. Ein gewisser jugendlicher Schwung, eine einnehmende Begeisterungsfähigkeit, die ihn in angeregter Stunde wie im Stiche ließ, waren denn auch seine lebenswürdigsten Eigenschaften. Nur selbstverständlich, daß bei ihm das Gefallen an der Damewelt trotz seiner Jahre noch recht lebendig war. Jede schöne Frau, die im Laufe der Jahre beim „Richard Löwenherz“ mochte Einkehr halten, mußte sich wohl oder übel gefallen lassen, von ihm recht ungeschont, gewissermaßen mit Rennerblicken gemustert zu werden. Auch in solcher Beobachtung und stummer Bewunderung bekundete er eben seine ganze

rücksichtslose Unbekümmertheit, auch darin aus seinen Strüken Nutzen ziehend, die ja für ihn um jegliche Nachsicht baten: Mein Gott, dem siechen Manne wird man doch noch das bißchen Freude gönnen, sich am Anblick der Jugend und Schönheit zu erlaben.

Um all seiner kleinen Unverschämtheiten willen bin ich ihm jahrelang aus dem Wege gegangen und hatte eine gegenseitige Vorstellung, die bei so häufigem Begegnen unter einem Dache längst eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, immer wieder zu vermeiden gewußt. Dann aber kam ich einmal noch im Spätherbst in meine kleine Stadt. Ich wußte unseren Gasthof vom Freundeskreis längst verlassen und meine größte Ueberraschung war es, bei meiner Ankunft den alten Herrn, den ich gleichfalls abgezogen wähnte, noch vorzufinden. Da gab es kein Ausweichen mehr: als einsamer Spaz mußte ich an den Stammtisch rücken, den er als einziger hütete und zu dem er mich durch unseren Wirt höflich einladen ließ. Gerade, daß ich mir noch für den Mittag meine schöne Einsamkeit und Ungestörtheit wahren konnte; die Abende saßen wir denn doch beisammen, ich und der Strükenmann.

Schon war ich auf dem besten Wege, mich mit ihm wie mit einem unvermeidlichen Uebel abzufinden, da geschah das Unerwartete: eines Morgens fanden unsere Wirtleute ihren alten Hausgast tot in seinem Bette. Ich war zur Zeit des traurigen Ereignisses gerade für zwei Tage in die Stadt gefahren und man benachrichtigte mich sofort von dem Vorfall, weil man mir solcherweise das Peinliche ersparen wollte, ahnungslos in ein Trauerhaus zurückzukehren und da mit einem Toten unter einem Dache wohnen zu müssen.

Ich gestehe, daß mich die Nachricht, die mich buchstäblich zwischen Tür und Angel erreichte, vollkommen kalt ließ. In rascher Ueberlegung sagte ich mir, mit meiner Reisetasche schon auf der Treppe stehend, daß der Mann mir nie angenehm gewesen, daß sein Fortgang mir keinerlei Gücke bedeute; ja, ich empfand es eher als eine Art Befreiung, daß derjenige, der mir durch seine mancherlei unangenehmen Eigenschaften oft lästig geworden war, mich an lieb gewordenen

Stätte nun nicht mehr werde stören können. Das alles ging mir nur so blickartig durch den Kopf. Auch hätte mir ein Aufgeben meiner Reise eine sehr unliebsame Unterbrechung vorgefaßter Arbeiten und Pläne bedeutet. Was aber vielleicht die Hauptsache: ich war schon unterwegs und Umkehren war nie meine Sache. Darum ließ ich mich von den Bedenken, die sich dennoch leise regen wollten, nicht abhalten und fuhr hinaus.

Der Tod war mir vorher im Leben nie nahe gekommen und seine in die Knie zwingende Majestät bis dahin unbekannt geblieben. So hatte ich anfänglich auch keinerlei Unbehagen bei dem Gedanken, eine Nacht im selben Hause mit einem Leichnam zuzubringen, sozusagen Tür an Tür mit Freund Hein. Nur dem Begräbniß wollte ich ausweichen. Schon deshalb, weil es mir gegen alles ehrliche Empfinden ging, mit Leidtragenden an ein Grab zu treten, wo sich keinerlei Gefühl bei mir regen wollte. Es war auch niemand da, dem zuliebe ich den Gang auf den Friedhof hätte auf mich nehmen sollen. Zwei jüngere Brüder waren die einzigen, die um den Heimgegangenen als Verwandte trauerten und zum Begräbniß gekommen waren. Ich kannte sie nicht, fühlte nur, daß ich in meiner Ungerührtheit gerade von ihnen mich fernzuhalten hätte, daß ich das ihrer Trauer schuldig wäre. Ich machte mich also am Tage des Begräbnisses frühmorgens möglichst unbemerkt aus dem Hause und wanderte für den Tag stromaufwärts zu alten Freunden. Einzig damit, so meinte ich, könnte ich mich von allem Peinlichen des Ereignisses frei machen; damit, dachte ich, wäre alles abgetan und abgeschüttelt.

Da mußte ich nun aber eine merkwürdige Erfahrung machen: daß man den Gedanken an einen Toten am schwersten erträgt, wenn man seiner nicht mit Empfindung und Milde zu gedenken vermag. Das Hinscheiden dieses Mannes, das mich zuerst so gleichgültig gelassen, wurde mir auf geheimnisvolle Art mit einem Male etwas Grausiges. Es war, als wollte der Tod selber für meine Fühllosigkeit Rache nehmen und mich für die Vermessenheit strafen, daß ich mich durch ihn nicht hatte stören lassen wollen, als wäre das Sterben nur eine zufällige Geringsfügigkeit. Ich fing an, unfähig unter dem Bewußtsein zu leiden, daß ich bei dem

Ende eines Menschen so teilnahmslos und kalt bleiben konnte, den kleinen Schwächen gegenüber, die er im Leben gehabt, mich so unverjöhlich fühlte. Eine innere Unruhe bemächtigte sich meiner, so daß es mich in dem Hause, in dem er verschieden, nicht länger litt, ja, kaum in den Gassen, die mir alle sein Andenken immer wieder zuzurufen schienen. Und so fühlte ich mich zuletzt verdrängt aus einer Umgebung, die mir lieb geworden war, wo ich mich immer besonders wohl gefühlt hatte. Solches Empfinden erhöhte aber wiederum bloß meinen Groll gegen den Toten, den ich in törichter Weise verantwortlich machte für Stimmungen, die einzig in mir und in der Unzufriedenheit mit mir selber ihre Ursache hatten; und so kam mir der, den ich zu seinen Lebzeiten so oft störend empfunden, nun im Tode erst recht, nur auf eine besondere Art, wie ein Störenfried und Despot vor, dessen ich nur in Groll zu gedenken vermochte. Warum hatte er auch gerade in Dürnstein sterben müssen und mir dadurch einen Schatten über das ganze liebe Nest breiten müssen!

Auch nachträglich vermochte ich mich keineswegs zu entschließen, sein Grab zu besuchen, ja, ich trug geradezu Scheu davor. Ging ich am Kirchhof vorbei, der mir vordem in seiner hellbesonnenen Friedlichkeit allezeit ein durchaus heimeliger Ort gewesen, wo sich gut träumen und alten Geschichten nachhängen ließ, so überkam mich jetzt jedesmal ein unbehagliches Gefühl, fast ein Gefühl der Schuld. Dies nur, weil ich nicht trauern konnte, weil der Tod den Heimgegangenen mir nicht hatte erklären können. Trotzig und eigensinnig glaubte ich, auch über das Grab hinaus meine Ansichten über ihn festhalten zu müssen, glaubte, mich der Majestät des Todes nicht beugen zu dürfen. Sie zwang mich aber zuletzt doch nieder. Ich fühlte mich von ihr fortgetrieben und verließ Dürnstein.

Erst nach drei, vier Jahren kam ich wieder ins Land und alte Wanderlust führte mich auch wieder in mein geliebtes Städtchen. Es war blühender Frühling und ich fand an vertrauter Stätte alte und neue Freunde. Man war fröhlich und guter Dinge. Die schaurigen Empfindungen

jener Spätherbsttage waren längst vergessen, auch das Bild desjenigen, der sie so unfreiwillig mit seinem Hinscheiden hervorgerufen, in der Erinnerung verblaßt. Ab und zu erwähnte man seiner am Stammtisch in aller Heiterkeit, das war alles.

Einmal in jenen schönen Frühlingstagen fand ich zufällig das Thor des Friedhofes, der sich, nach außen hin von der zinnenbewehrten Stadtmauer umfriedet, so traulich an den Torturm schmiegt, weit offen stehen. Ohne mir viel zu denken, steige ich die Stufen empor und trete ein. Immergrün und Bergißmeinnicht, Maßliebchen und Goldlack blühen auf den Gräbern, die Vögel singen darüber hin, daß es eine Lust ist, ein blauer Himmel spannt sich lächelnd über alles. Da stehe ich plötzlich und ganz unvermutet vor dem Grab des alten Krückenmannes und sehe seinen Namen in der Sonne glänzen. Die blanke Steinplatte ist ganz umwuchert von Wermut. Ein guter, lieber Freund steht daran, ordnet das Gezweig des Efeus, das den Denkstein umrahmt, und gebietet dem wild wuchernden Wermut, ihn mit den Händen austraufend, Einhalt. Wir grüßen uns und ganz erstaunt frag' ich nach seinem Tun. „Ich nehme meinem alten Freund das Bittere vom Grab“, ist die mit Symbolen spielende Antwort. Da fiel es wie eine Kruste mir vom Herzen ab. Ein Freund, der voll Empfindung sich um das Grab des Freundes müht, wie hätte dies Bild mir nicht künden sollen: Wer so in Treuen betrauert wird, der muß doch irgendwie seinen Wert gehabt haben. Daß ich es zu seinen Lebzeiten nicht erkannt habe, war es nicht vielmehr meine Schuld als die seine?

Unwillkürlich begann ich von nun an in Gedanken mich mit dem längst zu Staub Gewordenen zu befassen und immer mehr erhellte sich mir sein Bild. Jedenfalls wurde mir eines jetzt erst klar: daß der Mann, solange er lebte und am Stammtisch seinen Sitz eingenommen, ein Amt, eine Sendung hatte. Immer mehr lernte ich einsehen, daß er der eigentliche Hüter des Stammtisches gewesen war und dieser mit seinem Heimgang in gewissem Sinne verwaist und preisgegeben blieb. Durch sein Gebrechen fast für den ganzen Tag aus Haus gefesselt, war er immer der

erste an seinem Plaze gewesen. Und wehe dann, wenn da etwa ein Unbefugter sich hätte breit machen wollen. Einfach unmöglich! Der alte Klaus wußte ihm sicherlich irgendwie heimzuleuchten. So war er allmählich nicht nur zum Hüter, sondern nachgerade zum Oberhaupt des Stammtisches geworden. Und heute noch, wenn an diesem Tische irgendetwas nicht klappen will, kann man die Klage hören: Unter „Ihm“ wäre das nicht geschehen. Nicht, daß ihm seine Würde um höherer, die andern überragender Eigenschaften willen zugefallen wäre, nein, einfach, weil er da war, immer da war, alle Tage, jeden Abend, und zwar pünktlichst. Die andern mochten säumen, bei der Arbeit oder bei naturfroher Wanderung, er war da und wachte streng über die geheiligten Rechte und Vorrechte des Tisches, über dem allezeit das mit roten Bändern geschmückte Weinlaubgewinde des zu jeder Besetzung erneuten Festkranzes wie eine Gloriole schwebte. Hier hat sein Heimgang eine Lücke gelassen und diese Erkenntnis lehrte mich erst, neben den mancherlei Schwächen auch die Vorzüge des längst Dahingegangenen sehen. . . .

Als besonderes Wahrzeichen dieses weit in die Lande hinein bekannten Stammtisches prangt überdies seit vielen Jahren in seiner Mitte eine echte, rechte Palette, die ihn schon äußerlich zum Künstlertisch stempelt. Ein Dichter, der mit zu seinen Ehrengästen zählt, hat sie mit einem lebenswürdigen Motto geschmückt, das hieher zu setzen ich mir nicht versagen kann:

Seid mir begrüßt, ihr durstigen Gesellen,
Willkommen ist ein jeder an dem Tisch,
Der trinken kann und dem die Nieren quellen
Aus deutschem Herzen, lebensfroh und frisch.

Das Trinken ist, man muß mich recht verstehen,
Auch eine Kunst, die recht geübt muß sein:
Noch aufrecht wird vom Tisch der Meister gehen,
Der Stümper, der fällt übers eigne Bein.

Nun, an Meistern hat es hierorts in guten und bösen Tagen nie gefehlt und wahrlich nicht nur an Meistern der höheren Trink- und Eßkunst. Unter den Malern Wiens dürften nur wenige sein, die nicht wenigstens einmal ihre

Füße unter ihren Dürnsteiner Stammtisch gestreckt hätten. Drum ist die heimelige Ecke auch mit Erinnerungszeichen unserer Besten stolz geschmückt. Und sie ist ihres Schmuckes wert und würdig. Manches frohes Wort ist hier in guten Tagen laut geworden, manches ernstes in der Noth der Zeit. Wie oft auch war sie völlig beherrscht und wohligh überschattet von erholtsamer Schweigsamkeit und Feiertabendstimmung, und dann waren es erst recht nicht arme, leere und verlorene Stunden. Ihr getreuester Gast, des Schweigens und der Farbe Meister, trug dann wohl von des Tages Mühe und Freude ein sanftes Nachklingen still in der Brust. Die andern wußten es dann allemal zu ehren, bis dann ein treffend Wort oder der Wein im Glase allen die Zunge löste.

Diese goldene Freiheit der Rede und des Schweigens, wie sie nur unter gleichgestimmten Geistern möglich, dieses zwanglose Sich-gehen-lassen ohne Behelligung seines Nächsten, wie es der richtige Stammtisch bieten soll, Ausrufen und Anregung in einem schenkend, war aber allen dieser Runde nur dadurch gesichert, weil sie in der Person des wunderlichen Strückermannes einen getreuen Hüter und Wächter hatten, einen, der selber zu reden und — zu schweigen verstand. Er war es, der ihr Heiligtum vor Eindringlingen wahrte und bewußt und unbewußt für die Erfüllung ungeschriebener Gesetze sorgte. Welch hohe Wogen seine Fröhlichkeit im herz- und sinneverwandten Becherkreise dann schlagen konnte, davon legen Tafel und Bild an der Stätte seiner Wirksamkeit heiteres Zeugnis ab. Im Ernst und Scherz der Künstler teilnehmender Genosse, vermochte er, wenn schon nicht zum Mittelpunkt, so doch zum festen Ritt ihrer Tischgemeinschaft zu werden. Und mir will heute fast bedünken, daß der Mann, der selber aller Kunst zwar ferne stand, um sie doch seine gar nicht zu misachtenden Verdienste hat; einzig, weil er den Künstlern durch seine treue Wachsamkeit bei Mahl und Becherklang erholtsame, ungestörte Feiertunden sicherte. Das war es denn auch wohl, was sie bewußt und unbewußt ihm dankten und was zuletzt auch diesem Namenlosen eine Art Unsterblichkeit verleiht.

Hermine Cloeter.